wenn Stücke von Hermelin und Zobel schachbrettartig zu einem Pelzfutter zusammengesetzt wurden. Nur von deutschen Dichtern erwähnt wird ein sehr kostbares Pelzwerk, der „Schînât“. Unsere mittelalterlichen Epiker wissen von diesem wundersamen Stoffe die fabelhaftesten Geschichten zu erzählen. Nach Konrad von Würzburg sollte das Fell von einem merkwürdigen Fische stammen, der im Paradiesisstrome lebt und dessen blauer mit goldenen Flecken besprenkelter Pelz die höchste Farbenkraft besitzt. Wahrscheinlich war der Schînât ein Robbenpelz, den die glühende Phantasie der Dichter in so erlesenen Farben erstrahlen ließ. Neben solchen Naturwundern des Pelzes, mit denen die Edelsten und Reichsten sich schmückten, war der Pelz zugleich die allgemeine Tracht für Vornehm und Gering im Mittelalter.

Wie verbreitet die Pelztracht im Mittelalter war, geht am besten aus den Listen der Pariser Pelzmacherinnung hervor, die im Jahre 1292 214 und 1300 347 Mitglieder hatte, während in denselben Jahren die Pariser Tuchmacherinnung nur 19 und 56 Mitglieder aufwies. Tuch war eben damals noch ein Luxusstoff, während Pelzhüte, Pelzmäntel, Pelzröcke alle Welt trug. Und diese Pelzsachen wurden im Mittelalter Sommer und Winter getragen. Es ist für uns heute schwer zu verstehen, wie unsere Vorfahren es in so warmen Kleidern aushalten konnten. Im Winter trugen sie zwei oder drei pelzgefütterte Gewänder übereinander, und kam der Sommer heran, so legten sie eines dieser Kleider ab und gingen nun nur noch in einem oder in zwei Pelzröcken. Die Frauen suchten schon damals in die Eintönigkeit der Pelztracht Abwechslung zu bringen. Im 15. Jahrhundert kam eine Mode auf, die uns heute wieder recht wohlvertraut erscheint; man ahmte nämlich Köpfe und Krallen der Tiere, von denen die Felle stammten, an den Pelzen nach, sodaß ein schöner Zobel mit glühenden Augen von Rubin und goldenen Krallen geziert wurde. Sogar mit ganzen ausgestopften Tieren schmückte man sich. Die Pelze wurden schon damals künstlich gefärbt; besonders beliebt war ein künstlich erzeugtes Schwarz oder Rot, das nur den geschicktesten Pelzmachern gelang. Bei Licht zu arbeiten, war den Pelzmachern wegen der großen Feuersgefahr verboten.

Daß das Mittelalter im Pelz eins der kostbarsten und seltensten Dinge sah, die die Erde trägt, wird von vielen Dichtern berichtet. Kein Wunder, daß auch die bildende Kunst versuchte, diese krausen, wunderlich glänzenden Formen mit dem geschickten Pinsel zu bewältigen. Der Pelz wird zum Lieblingsstoff der Gothik, die mit unzähligen spitzen Strichen die aufgerauhten Flächen, die Härchen wiederzugeben sucht. Von Jan van Eyck bis zu Dürer haben die Meister mit bewundernswerter Geduld dem Pelz, der den höchsten Stolz so manches Dargestellten bildete, all ihre Sorgfalt und Liebe gewidmet. Die Renaissance entdeckte dann neben dieser krausen, unruhig gegenständlichen Behandlung eine andere Schönheit des Pelzes, den weichen, schimmernden Glanz, der in unruhigen Lichtern auf der Fläche spielt und einem rein malerischen, das verschwimmende Helldunkel suchenden Künstler die höchste Aufgabe bieten konnte. Leonardo und seine Schule haben zuerst den Pelz in dieser gelösten Form als weiche, von Schatten und Farben erfüllte Fläche aufgefaßt und ihm sind die größten Maler aller Zeiten gefolgt. Rembrandt und Rubens, ebenso wie Leibl und Trübner haben sich immer wieder in herrlichen Kunstwerken darin versucht die wunderbare Schönheit eines umgelegten Pelzes gegen leuchtendes Fleisch und bunte Stoffe in seinem schwankenden, stumpfen Schimmer abzuheben.

Mit dem Beginn der Renaissance hört die allgemeine Verwendung des Pelzes im Kostüm allmählich immer mehr und mehr auf. Der Pelz tritt jetzt nur noch als äußerer Schmuck zur Kleidung hinzu, wie wir ihn auch heute noch verwenden, die seidenen und wollenen Stoffe nehmen die wichtigste Stelle in der Geschichte der Trachten ein. Dagegen tritt eine Verwendung des Pelzes immer stärker in den Vordergrund, die uns heute als recht abenteuerlich erscheinen mag: der Pelz als Heilmittel. Daß ein „Fellchen“ gegen Gliederreißen gut sei, glaubt man ja noch heute; die Aerzte des 15. und 16. Jahrhundert aber brachten die Heilkraft des Pelzes direkt in ein System. 1634 erschien noch eine „Abhandlung über Alter, Nutzen, Vorzüge und Heilkraft des Pelzwerks“, in der die verschiedenen Pelzarten in ihrer Wirkung bei verschiedenen Krankheiten aufgezählt werden. Ein Wolfsfell gilt darin als das beste Mittel gegen Kopfschmerzen, Schwanenfell benimmt alle Beschwerden des Magens, befördert die Verdauung und strahlt eine heilkräftige Wärme aus. Die Gicht wird mit Katzen-, Schaf- und Hasenfellen kuriert. Der Leibarzt Richelieus, Cnois, erklärte in einem lateinischen Traktat, wenn die Menschen mehr Pelzkleider tragen würden, so würden sie weniger die Uebel der Kolik empfinden, Erkältungen würden sich nicht in so furchtbarer Weise auf die Brust ausdehnen und nicht mit solcher Gewalt die Gelenke der Füße und Hände überfallen. Trotz dieser weisen Ermahnungen war am Hofe Ludwigs XIV. das Tragen von Pelzen völlig abgekommen und erst eine deutsche Prinzessin hat am Hofe des Sonnenkönigs und damit in ganz Europa die Pelzmode wieder aufleben lassen. Es war Elisabeth Charlotte von Orleans, die pfälzische Prinzessin, die darüber selbst in einem ihrer prächtigen Briefe berichtet: „Alles was ich sage und tue, es sei gut oder überzwerch, das admirieren die Hofleute auch dermaßen, daß, wie ich mich bei dieser Kälte bedacht, meinen alten Zobel anzutun, um wärmer auf dem Hals zu haben, so läßt jetzt jedermann auch einen auf dies patron machen, und es ist jetzt die größte Mode, welches mich wohl lachen macht, denn eben dieselben, so jetzt diese Mode admirieren, und selber tragen, haben mich vor fünf Jahren dermaßen ausgelacht und so sehr mit meinem Zobel beschrieen, daß ich ihn seitdem nicht mehr hab antun dürfen. So gehts hier bei diesem Hofe zu: wenn die Kourtisans sich einbilden, daß einer in Faveur ist, so mag einer auch tun was man will, so kann man doch versichert sein, daß man approbiert werden wird.“

Eine neue Blüte der Pelzmode, die bis heute fortgedauert hat, ist durch dies Collier der Liese-Lotte begründet worden. Durch das Vordringen der Russen bis an die nördlichen Küsten des Stillen Ozeans wurden neue Schätze kostbaren Rauchwerks erschlossen. Die Gier nach edlen Pelzen trieb die Kosaken zu den Häuptungen der nordasiatischen Jägerstämme und die Machterweiterung der Russen über Nordasien hin war genau durch die Verbreitung der Pelztiere bestimmt. Das geschätzteste aller Pelzwerke, die Seeotter, fand man in großer Zahl am Beringsmeer und von neuem entzückten Wunder des Pelzes in reicher Fülle die nach diesem Schmuck begierige Welt. Heute sind diese Fundgruben schon fast erschöpft und neue werden spärlich entdeckt, aber die Verehrung des Pelzes hat nicht abgenommen in den 1000 Jahren seiner Geschichte.

Knack-Mandeln.

Auflösung des Rätsels aus Nr. 2:
„Horn — Ahorn.“

Richtige Lösungen gingen ein 109. Die Gesamtzahl der Einsendungen betrug 149. Das Rätsel wurde richtig gelöst:

aus Halle von: Hans Sergel, Kurt Gauch, Martha Zeschmar, Fanny Oertel, Gustav Bierbrauer, Suchier, O. Grünewald, Dora Sieckmann, stud. agr. G. Leipziger, F. Roeber, Betty Obstfelder, Klara Volck, Mathilde Haase, Robert Beyer, Käte Keerger, Marie Herrmann, Emil Planl, Hermann Pallas, Bernhard Bernstein, Frau Hedwig Drietchen, Leuchen Himburg, Geschwister Kaempfe, Martha Tilicke, Frau Marie Heinze-Küstner, Frau Emma Rohde, Frau A. Sickert, Sophie Pape, M. Kluge, Franz Herberg, Marie Erler, A. Kittel, Karl Bobka, Frau Hagemann, Frau F. Mickel, Margarete Voigt, Fr. Gnilland, Jentzsch, Frau Else Gerber, Emil Arndt, Gertrud Böge, E. Gems, Anna Wege, Ernst Hädicke, Frau Hedwig Bränning, Paul Neubaur, Richard Zahl, Frau Gut, Elisabeth Dammann, Frau Paul. Linke, Frau Wipplinger, Witwe Klimm, Mimi Sturm, Käthe Breitter, Hermann Hartmann, Martha Lünow, Frau A. Wald, Anna Reuter, Werner Metze, Georg und Helene Weiske, Anna Schwarze, Emma Meier, Frau Sophie Stechow, Trudchen Kunitz, Frau Dr. E. Kleemann, Walter Rößler, Frau Auguste Schaaf, Klara Hartmann, Ernst Eibel, W. Metzner, Berta Harnisch, M. Reilecke, Karl Schaaf, Elsa Krauße, Emmy Seeliger, Hermann Bauer, Elisabeth Molsberger, A. Wilke, Louis Reuter, Otto Weiske, Geschwister Sielaff, Frau Hedwig Wagner, Frau W. Löther, Hedwig Lobenstein, Fr. Kersten, Martha Habermann, Walter Lorenz, Luise Ermisch, Frau Margarete Jentzsch, Walter Schluricke, Bludau, Frau Elisabeth Körber, Frido Schwarz, Wilh. Pagel;

von auswärts von: Frau Hedwig Voigt, Bitterfeld, Oskar Diettrich, Wernigerode, Hermann Stephan, Stumsdorf, Fr. Kölbel, Querfurt, Annemarie Schultze, Neu-Dölau, C. Teubner, Nordhausen, Margarete Brandt, Merseburg, Anna Strich, Beuchlitz, Heinrich Hatscher, Wettin, M. Zenker, Merseburg, Gustav Gläser, Zörbig, Rottig, Merseburg, A. Baer, Zörbig, Karl Gräbe, Diemitz, Johanna Beundorf, Ammendorf, Frau Fabrikbesitzer Ida Kaascht, Bitterfeld.

Prämie: Pension Maleparlus. Eine ganz verrückte Geschichte von Eufemia v. Adlersfeld-Ballestrem, eleg. geb.
entfiel auf **Suchier**, hier.

Rätsel.

Schwer sind die Zeiten allgemein.
Es seufzt der Ehemann,
Greift tief dann in den Beutel 'nein:
Das geht nicht länger an.

Zur Gattin sprach er ernsten Tons:
„Mein Kind, Du bist so schön;
Trag' doch ein Kleid vom Rätselwort,
Das würd' Dir prächtig steh'n.

Nutzlos ist all' die äuß're Pracht,
Gefällst Du Deinem Mann.“ —
Die Gattin hat drauf mit Bedacht
Kopflos das Wort getan:

„Mein Männchen, das verstehst Du nicht.
Wollt' ich im Worte geh'n,
Wär's bei den Damen dieser Stadt
Um meinen Ruf gescheh'n.

Mitleidig hieß es überall:
Wie ärmlich ist ihr Kleid!
Jetzt, wo ich Samt und Seide trag',
Füllt Achtung sie und Neid.“

Prämie: „Höhenluft“, von Fedor v. Zobeltitz, eleg. geb.

Die Auflösung erfolgt in der nächsten Sonntag-Nummer. Lösungen müssen spätestens bis nächsten Donnerstag an die Redaktion des „General-Anzeiger“ mit der Aufschrift „Rätsel-Lösung“ gelangt sein.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Ludwig Stettenheim. — Druck und Verlag von W. Kutschbach. Beide in Halle a. S.

Hallesche
Familien-Blätter
Wöchentliche
Gratis-Beilage
des General-Anzeiger für Halle und den Saalkreis.

Nr. 3 Halle a. S., den 19. Januar. 1908

Um sicher zu gehen.

Skizze von T. Kampff.

(Nachdruck verboten.)

I.

„Woher ich es weiß?“ wiederholte der junge Mann, augenscheinlich etwas verlegen. „Vielleicht hat ein Vogel es mir ins Ohr gesungen, wie die Kinder sagen.“

„Hier an Bord des Schiffes gibt es keine Vögel,“ erwiderte sie nachdenklich.

„O gewiß gibt es die. Jede Frau auf der Reise — Sie natürlich ausgenommen — ist ein Klatschvögelchen, und Damen in einem gewissen unbestimmbaren Alter sind die lasterhaftesten Klatschbasen zwischen Himmel und Erde.“

„Sie sind ein Zyniker,“ sagte sie, das niedliche Kinn auf die Hand stützend und gleichgültig über die weite Wassermasse blickend.

„Frauen nennen immer einen Mann zynisch, wenn er eine richtige Diagnose über die Eigentümlichkeiten ihres Geschlechts aufstellt,“ sagte er abwehrend. „Dabei umgehen Sie absichtlich meine Frage.“

„Welche war es denn noch?“ fragte sie mit übertriebener Teilnahmlosigkeit.

„Daß Sie herüberfahren, um einen Mann zu heiraten, mit dem Sie sich vor so vielen Jahren verlobten, daß Sie gar nicht mehr wissen, wie er eigentlich ist.“

„Ja,“ hauchte sie, die Mundwinkel einen Augenblick sinken lassend.

„Und Sie haben ihn alle diese Jahre — ich meine Sie haben ihn lange nicht gesehen? Ich hatte gehofft, daß — daß — das heißt, ich meine —“

Sie wartete ruhig, ob er sich entwirren würde. Ihr Gesichtchen sah merkwürdig anziehend aus mit den niedergeschlagenen Augen und dem festgeschlossenen Munde.

„Sie hofften?“ kam sie ihm zu Hilfe.

„Ich unterdrückte den Wunsch,“ antwortete er hastig. „Er wäre unter den Umständen unverzeihlich.“

„Wie langweilig Sie sind!“ rief sie aus. „Könnten Sie mir vielleicht mein Buch reichen?“

Er warf ihr einen ärgerlichen Seitenblick zu, als er sich bückte und den Band aufhob.

„Würde es Ihnen wirklich Vergnügen machen, zu wissen, was mir auf der Zunge schwebte?“ fragte er, sich zurücklehnend und die wechselnde Farbe in ihrem Gesicht beobachtend.

„Finden Sie nicht, daß die Eintönigkeit einer langen Reise demoralisierend wirkt?“ gab sie zurück. „Mir kommt es so vor. Ich war noch nie so lange unterwegs, und ich glaube, ich könnte Ihnen alles verzeihen, geradeso wie ich dem Schiff verzeihen würde, wenn es plötzlich auf einen Eisberg stieße — bloß, damit ich einmal aus der gräßlichen Apathie gerissen würde, in der ich hier versinke.“

Er beugte sich zu ihr hinüber, legte die Hand auf die Lehne ihres Sessels und fragte, sie fest ansehend, in unwillkürlich strengem Ton:

„Wollen Sie denn hören, daß ich hoffte, das Gerücht wäre nicht wahr?“

„Wirklich?“ fragte sie mit einem verführerischem Lächeln, und fügte dann leise mit einem hörbaren Seufzer hinzu: „Es ist aber doch wahr.“

„Vielleicht ist Ihnen die Aussicht nicht sehr verlockend?“ wagte er zu bemerken.

„O,“ meinte sie und wischte sich mit einer nervösen Bewegung ein unsichtbares Etwas von ihrem Kleide, „nach so langer Zeit ist es doch immer eine riskante Sache, nicht wahr? Wie kann ich wissen, ob der Freund meiner Jugend, den ich damals liebte, nicht inzwischen ein unausstehlicher Mensch geworden ist? Insofern ist das Heiraten doch nur eine Lotterie.“

„Warum machen Sie denn Ihr Glück von dieser Lotterie abhängig?“ Er sprach schnell, als wenn er atemlos wäre.

„O,“ antwortete sie wie abwesend, „ein Versprechen ist ein Versprechen, und er hat mich sehr lieb, wenigstens in der Erinnerung. — Sehen Sie, wenn ein Mädchen so lange gewartet hat wie ich, wird sie so eine Art Ladenhüter; der Schmelz ist dahin, und die Nachfrage nach liegen gebliebener Ware gering.“

Er antwortete nicht, aber in seinem Gesicht spiegelten sich die widerstreitendsten Empfindungen.

Nach einer langen Pause brach sie das Schweigen und fragte mit unbeweglichem Gesicht:

„Worüber denken Sie nach?“

„Darüber, daß ein Mann sich in ein ganz junges Mädchen verlieben kann, das ihm in späteren Jahren nicht mehr mehr begehrenswert erscheint, und umgekehrt —“

„Ich weiß, was Sie meinen,“ unterbrach sie ihn. „Das schlimmste ist,“ ihre Stimme sank zu einem Flüstern herab, „der sogenannte „Rechte“ kommt fast immer zu spät. Aber darum geht die Welt doch nicht aus ihren Fugen.“

„Ja,“ antwortete er zerstreut, denn seine Gedanken wanderten. „Lassen Sie uns von anderen Dingen reden,“ schlug sie heiter vor. „Haben Sie dies Buch gelesen? Es ist sehr amüsant.“

So wandte sich das Gespräch zu seiner großen Erleichterung alltäglichen Dingen zu; als sie ihn endlich verließ, saß er noch lange Zeit in tiefen Gedanken da und kaute an dem Ende einer kaltgewordenen Zigarre.

II.

Später am Tage saß er in seiner einsamen Kabine und schrieb aus einem innersten Verlangen nach Sympathie heraus einen Brief.

„Liebste Schwester! Du wirst Dich wundern, zu sehen, daß ich an Bord dieses Schiffes bin. Die Sache ist einfach die, daß mich von dem Augenblick, wo Madeline einwilligte, zu mir herüberzukommen, um die Meine zu werden, schwere Zweifel befielen, ob der Vorschlag vernünftig sei, obgleich ich ihn selbst gemacht hatte. Es ist schon so lange her, seit wir uns zuletzt sahen, daß mich die Möglichkeit beunruhigte, wir möchten uns beiderseitig so verändert haben, daß wir nicht mehr zueinander paßten. Ich beschloß also, da meine äußere Erscheinung dem letzten Bilde, das ich nach Hause gesandt, absolut nicht mehr glich — ich habe jetzt einen üppigen Bart und Schnurrbart — dieses Schiff am Hafen Sald zu besteigen und mich Madeline unerkannt zu nähern, vielleicht zu ersehen, wie sie über die bevorstehende Heirat denke. Es war nicht ganz ehrlich, aber in einem solchen Fall, wo unser beider Glück davon abhängt, heiligt der Zweck die Mittel. Und das Resultat? Ich kann nur Gott aus Herzensgrund danken, daß ich auf den Einfall gekommen bin. Kaum war ich eine Stunde an Bord, als ich sie sah. Ich erkannte sie sofort. Noch ganz dasselbe mutwillige Mädchen, mit dem alten Lächeln und dem einnehmenden Wesen; auch noch geradeso frisch und jugendlich aussehend, und doch wie unglaublich anders geworden! Von Anfang

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-847518-19080119050/fragment/page=0001

an hat sie mit mir geflirtet, und ohne Anmaßung glaube ich zu merken, daß ich ihr nicht gleichgültig bin. Dies zu ihrer Entschuldigung, denn sonst wäre ihr Verhalten mir gegenüber noch mehr zu tadeln. Aber trotzdem — es setzt sie in meinen Augen herab. Beständigkeit ist doch sicherlich der schönste Schmuck der Frau, und diese Madeline ist die reine Wetterfahne! Ich fühlte ihr betreffs ihrer Heirat auf den Zahn, aber das war kläglich. Es unterliegt keinem Zweifel, daß sie John Mervin — ich bin als James Murchison eingetragen — nur heiraten will, um ihr Versprechen zu erfüllen, und weil sie denkt, ein Sperling in der Hand sei besser, als eine Taube auf dem Dach. Sie hat mir das tatsächlich gesagt, und ich habe das Gfühl, daß sie geradeso gern James Murchinson heiraten würde, wie mich.

Du wirst vielleicht sagen, wenn sie mich so liebt, wie ich heute bin, so könne mir das gleich sein, ob sie James meint oder John; aber was ich verurteile, das ist, daß sie in ein paar Tagen mich lieben gelernt hat, trotz ihrer langen Verlobung. Ihre Untreue ist klar.

Ich weiß noch gar nicht, was ich tun soll. Alles in mir ist in Aufruhr seit heut morgen. Jedenfalls will ich sie noch weiter prüfen, will sie veranlassen, ihrem John den Abschied zu geben zugunsten des neuen James; und wenn wir dann landen, werde ich ihr meine Meinung sagen.

Es trifft mich hart, nachdem ich so lange gewartet und sie so heiß geliebt habe. Ich will diesen Brief noch offen lassen, da er doch erst in drei Tagen abgehen kann. Vielleicht kommt bis dahin noch die Krisis." —

Und sie kam noch an demselben Abend, unter Madelines kräftiger Mitwirkung.

Sie saßen allein in einem Winkel des oberen Verdecks, wo sie gegen die hellsten Mondstrahlen geschützt waren. Sie selbst hatte ihn dahin eingeladen, und er war sich dessen wohl bewußt.

Anfangs bemühte er sich vergebens, sie zum Sprechen zu bringen, sie war auffallend ernst und schweigsam. Endlich kam der Grund ihrer Verstimmung zutage. „Ich habe über das nachgedacht, was Sie mir heute morgen sagten," fing sie an. „Ich fürchte, Sie halten es für unrecht, das ich diese weite Reise mache, um einen Mann zu heiraten, den ich nicht mehr liebe?"

„Unrecht gegen ihn wie gegen sich selbst," sagte er nach kurzer Pause schroff, „und ebenso unrecht gegen jeden anderen Mann, der Ihnen sein Herz schenkt und alles darum gäbe, wenn er sie glücklich machen dürfte."

„Aber was soll ich denn tun?" fragte sie langsam, sich dem Geländer nähernd. „Sie haben mich auf das Verkehrte in meinem Plan aufmerksam gemacht, raten Sie mir nun auch, wie ich es rechtmachen soll."

Sie streckte ihren Arm aus und legte ihre Hand dicht neben ihm auf das Geländer.

Nach kurzem Zögern sah er ein, daß ihm nichts anderes übrig blieb, als die schmalen Finger mit den seinigen zu umschließen und sich über sie zu beugen.

„Mad — Miß Havers," flüsterte er mit unsicherer Stimme, „würden Sie mir angehören wollen, wenn ich Ihnen über meine Persönlichkeit und Stellung im Leben genügende Sicherheit geben könnte?"

„Haben Sie mich denn lieb?" fragte sie, schüchtern zu ihm aufsehend.

Statt zu antworten, küßte er sie und zog sie fest an sich. Sie atmete tief auf und wandte sich ab, als sie fühlte, daß er sie aus den Armen ließ.

„Ich muß sagen," — sie sprach träumerisch, als wenn sie den Mond anredete — „solch schöner weicher Bart gibt einem Kuß ganz besonderrn Reiz." Dann zu ihm gewandt, der schnellatmend und finster neben ihr stand: „Meinst Du nicht, John, daß Du nun lange genug albern gewesen bist? Bildest Du Dir ein, daß so ein Bart den Mann unkenntlich machen kann in den Augen der Frau, die ihn wahrhaft liebt? In einer Mönchskapuze hätte ich Dich erkannt. Ich wußte sofort, wer Du warst, und hätte mich fast verraten, ehe ich Deinen Plan ahnte. Zuerst war ich entrüstet, aber dann sagte ich mir, daß Du es nur aus Liebe tatest, und dafür konnte ich alles verzeihen."

Es ist fraglich, ob er verstand, was sie sonst noch zu sagen hatte, denn ihre Worte verloren sich in dem verhängnisvollen Bart und Schnurrbart.

Das Unbekannte.

Von F. Helmy.

(Nachdruck verboten.)

Vor einigen Jahren machte ich eine Studienreise durch die Normandie. Ich durchstreifte sie kreuz und quer und schlief nachts in dem ersten besten Kruge, den ich auf meinem Wege fand.

Zu meinem Aerger wurde ich durch anhaltendes Regenwetter eine ganze Woche in einem kleinen Gasthofe in der Nähe von Alençon festgehalten. Ich langweilte mich dort entsetzlich und war sehr erfreut, als ich nach einigen Tagen einen Hausgenossen bekam.

Es war ein junger Seemann, der alle Meere durchschifft hatte und lebhaft und interessant davon zu erzählen wußte. Ich erinnere mich nicht mehr, welchen Grund er für seinen Aufenthalt angab, aber soviel ist gewiß, daß ich mir keine bessere Gesellschaft wünschen konnte. Die Bauern und Pächter der Umgegend waren geradezu bezaubert von ihm, und mit offenem Munde und vor Erstaunen und Bewunderung starren Augen lauschten sie den Erzählungen seiner Abenteuer.

Wir saßen eines Abends wie gewöhnlich in der Schänkstube, und der Seemann schilderte gerade einen blutigen Kampf mit chinesischen Piraten im gelben Meere, als plötzlich ein Fremder eintrat. Es war einer der Männer, deren Erscheinen stets ein augenblickliches Schweigen hervorruft. Ein etwas abgetragener Diplomatenfrack umschloß seine hohe schlanke Figur, die einen Kopf mit einem bleichen markierten Gesicht trug. Er setzte sich ruhig nieder und bestellte ein warmes Getränk. Anfangs warfen die Bauern, die sich anscheinend durch sein Aeußeres abgestoßen fühlten, scheue Blicke auf ihn. Mein Freund, der Seemann, aber schien ihnen zeigen zu wollen, daß er sich nicht imponieren ließ, und redete den Fremden an. Dieser antwortete mit einer Zuvorkommenheit, die deutlich zeigte, daß er nichts dagegen hätte, sich der übrigen Gesellschaft anzuschließen. Nach fünf Minuten sprach er ebenso viel wie der Seemann und nach zehn Minuten führte er die ganze Unterhaltung.

Es ärgerte den Seemann, sich plötzlich dethronisiert zu sehen. Er machte mehrere Versuche, das verlorene Terrain wieder zu gewinnen, aber es war vergebens. Der Fremde war im Besitze einer noch größeren oratorischen Gabe.

Im Laufe des Gespräches äußerte ein alter Pächter seine Sorge über die schlechten Ernteaussichten.

„Habt Ihr denn schon alle Mittel versucht, um einer schlechten Ernte vorzubeugen?" fragte der Fremde.

„Ich habe alle Ratschläge des landwirtschaftlichen Kalenders befolgt", lautete die Antwort.

„Und glaubt Ihr nicht, daß es noch anderen Rat gibt?" fragte der Fremde, während ein spöttisches Lächeln sein Gesicht überflog.

„Ich weiß wenigstens keinen", sagte der Pächter.

„Habt Ihr noch nie von Mitteln gehört, über die der unwissende Haufe gewöhnlich lacht und sie für Humbug erklärt, aber die er sich wegen ihrer Mystik doch zu benutzen fürchtet?"

„Sie meinen mit anderen Worten übernatürliche Mittel", fiel der junge Seemann ein.

„Ja", lautete die ruhige Antwort des Fremden.

„Sie gehören also zu der Klasse Menschen, die trotz der Wissenschaft und aller gesunden Vernunft an Spuk, Geisterbotschaften und derartige Kinderstubenmärchen glauben?"

Wieder überflog ein höhnisches Lächeln das Gesicht des Fremden.

„Ja", antwortete er langsam und würdevoll, „ich gehöre zu der Klasse Menschen, die nicht trotz der Wissenschaft und aller gesunden Vernunft, sondern gerade auf der Grundlage sorgfältiger wissenschaftlicher Studien und Raisonnements auf das Eingreifen des Uebernatürlichen in das irdische Leben glauben."

Der Seemann brach in ein lautes, herausforderndes Gelächter aus.

„Wer sind Sie und was ist Ihre Wissenschaft?" Die gibt es sicher nicht an einer der gelehrten Fakultäten."

Ein Murmeln des Beifalls ertönte aus dem Kreise der Zuhörer.

Der Fremde sprang plötzlich auf und sah mit blitzenden Augen im Kreise umher. Dann schlug er mit der Hand auf den Tisch und rief: „Narren! Blinde! Maulwürfe! Arme geknechtete Sklavenseelen! Es ist dumm von mir, mich zu ärgern, wo ich Mitleid fühlen sollte. Hier wandert Ihr, eine Generation nach der andern, hinter dem Pfluge her, während Eure Seelen von der Finsternis von Jahrhunderten umhüllt sind. Und Ihr, Ihr wagt es, Männer zu verspotten, die Tage und Nächte, ja das Leben selbst opfern, um das größte Rätsel des Daseins zu lösen! Ihr lacht und spottet, wenn sie Euch erzählen, daß es andere Welten gibt als diese, und daß Tausende von Taten von dem großen Unbekannten ausgeführt werden, die Eure Maulwurfsblicke nicht sehen! Ihr fragt, wer ich bin und was meine Wissenschaft ist! Ich bin Gaston Nèville, Professor an der medizinischen Fakultät in Montpellier und Vorstand des französischen spiritistischen Vereins. Ich befinde mich auf dem Wege nach Paris, um den ersten großen internationalen Spiritistenkongreß zu eröffnen, einen Kongreß, der in den Annalen der Wissenschaft rot angestrichen werden wird."

Ein kurzes Schweigen folgte, dann sagte der Seemann:

„Ihre Beredsamkeit ist ja sehr schön, aber sie überzeugt mich nicht. Sie sollten uns lieber einen Beweis geben —"

„Nichts soll mir lieber sein", antwortete Gaston Nèville, „hier auf der Stelle will ich Sie, wenn Sie es wünschen, mit dem Unbekannten in Verbindung setzen."

„Ich wette, Sie können mich nicht mit der Seele eines Verstorbenen auf eine solche Weise in Verbindung setzen, daß Sie nicht allein mich, sondern auch jeden der Anwesenden davon überzeugen. Ich mache jedoch

eine Bedingung: ich kenne verschiedene spiritistische Kniffe und fordere, daß Sie unter der Bewachung meiner Freunde hier bleiben, während ich in einem andern Zimmer allein mein Rendezvous mit dem hochgeehrten Unbekannten habe."

Gaston Nèville warf nachlässig eine Handvoll Goldstücke auf den Tisch. „Ich bin damit einverstanden. Hier ist mein Einsatz."

Der Seemann errötete und sagte etwas verlegen:

„Ich bot Ihnen ja allerdings eine Wette an, aber wir Seeleute verdienen ja keine Schätze." Er zog eine alte Börse aus der Tasche. „Sehen Sie, fünf Louisdor sind mein ganzes Hab und Gut — und auf diesem Tische liegen mindestens zwanzig."

„Ihre Freunde können ja den Rest zuschießen."

Die normannischen Bauern sind wohl schwerfällig und langsam von Begriffen, aber sie sind sehr geschäftsschlau und habgierig. Der Seemann hatte seine Autorität wiedergewonnen, während Professor Nèville jetzt in ihren Augen ein armer, halb verrückter Phantast war. Dies war jedenfalls eine günstige Gelegenheit, sich etwas auf seine Kosten zu bereichern. Fünf, sechs Bauern meldeten sich sofort als Teilnehmer der Wette. Die ganze große Summe wurde meiner Obhut übergeben, und ich sollte sie dem Gewinner ausbezahlen. —

Darauf schritt man zur Wahl des Zimmers. Eine kleine, dunkle Dachkammer wurde zum Schauplatz der Seance auserlesen.

Darauf nahm Gaston Nèville das Wort: „Bevor Sie in das Zimmer gehen, haben Sie weiter nichts zu tun, als mir den Namen des Verstorbenen zu nennen, den Sie zu sehen wünschen."

Der Seemann, der jetzt, wo es ernst wurde, einen weniger zuversichtlichen Eindruck machte, sagte, er möchte gern seinen alten Kapitän Leon Bourgé sehen, der vor fünf Jahren in der Bucht von Biscaya ertrunken wäre.

„Leon Bourgé", wiederholte Gaston Nèville, „sehr wohl. Gehen Sie ins Zimmer. Ich bin bereit."

Der Seemann ging ins Zimmer, steckte aber gleich darauf den Kopf durch die halb offene Tür. Er war sehr blaß und sagte in affektiertem Tone:

„Haben Sie etwas dagegen, Herr Professor, wenn ich Licht mit hinein nehme? Ich möchte mir den alten Bourgé doch etwas genauer besehen."

Er bekam das Licht und ging ins Zimmer zurück, dessen Tür sorgfältig hinter ihm verschlossen wurde. Gaston Nèville kniete draußen vor der Tür. Wir anderen standen in erwartungsvollem Schweigen um ihn herum. Zwei bis drei Minuten schloß der Professor seine Augen, öffnete sie dann wieder und legte den Kopf lauschend an die Tür. Fünf Minuten vergingen. Es geschah nichts. Wieder vergingen fünf Minuten. Gaston Nèville lag noch immer mit dem Kopf an der Tür, einen starren, gespannten Ausdruck in seinem bleichen, markierten Gesicht. Einige von uns räusperten sich schon vor Ungeduld. Eine Viertelstunde war bereits vergangen. Gaston Nèvilles Hände ballten sich krampfhaft — da plötzlich geschah etwas, das unser Blut erstarren und unsere Herzen laut hämmern machte. — Aus dem Zimmer ertönte ein Schrei, ein Schrei so voll von wahnsinnigem Entsetzen und Todesangst, wie ich ihn weder vorher noch nachher wieder gehört habe. Ein zweiter und dritter folgten.

Ich werde nie wieder den Ton dieser Schreie vergessen. Dann wurde im Zimmer an die Tür gehämmert, wir hörten den Laut eines Körpers, der sich dagegen warf, und die Stimme des Seemannes, aus der die wilde Todesangst sprach: „O, mein Gott, öffnet! öffnet! O Gott!" — Dann erfolgte ein schwerer Fall und alles wurde wieder totenstill. Einige Sekunden standen wir wie versteinert, dann stürzten wir nach der Tür, schlossen sie auf und drangen ins Zimmer. Es war stockfinster darin und ein merkwürdig brenzeliger Geruch schlug uns entgegen. Als der Wirt mit der brennenden Lampe herbeikam, fanden wir den Seemann ohnmächtig auf dem Fußboden liegen. Mitten im Zimmer stand ein alter Tisch. Der Wirt wollte gerade die Lampe darauf setzen, fuhr aber mit einem Ausrufe des Erstaunens zurück. Wir drängten uns alle an den Tisch. Auf seiner Platte war der Name „Leon Bourgé" eingebrannt.

Wir bemühten uns, den Seemann zum Bewußtsein zu bringen. Es währte lange, bis er wieder zu sich kam, und für den Rest des Abends war er wie gelähmt vor Entsetzen. Gaston Nèville hatte unzweifelhaft seine Wette gewonnen, und ich überreichte ihm deshalb die große Geldsumme. Mit einer steifen Verbeugung wünschte er uns gute Nacht und am nächsten Morgen in aller Frühe verließ er den Krug. Einige Stunden später verabschiedete sich auch der Seemann von uns, der untröstlich über seinen Verlust war. Er ließ sich nicht dazu bewegen, uns etwas von den Schrecken der Nacht zu erzählen. Schon bei dem bloßen Gedanken daran wurde er beinahe ohnmächtig.

Am nächsten Morgen klärte sich das Wetter auf, und ich setzte meine Wanderung fort.

Vierzehn Tage später kam ich eines Tages spät in einem Gasthause an, welches ungefähr eine Meile von Le Havre entfernt ist. Ich war gerade im Begriff, in das Gastzimmer zu treten, als ich aus dessen Innern eine Stimme hörte, die mir bekannt vorkam. Ich blieb einen Augenblick stehen und lauschte. Dann erkannte ich die Stimme; sie gehörte Gaston Nèville.

„Narren! Blinde! Maulwürfe! Arme, geknechtete Sklavenseelen!" donnerte er los. „Es ist dumm von mir, mich zu ärgern, wo ich Mitleid fühlen sollte." . . .

Ich blickte ins Zimmer. Da stand Gaston Nèville und predigte einer gaffenden Zuhörerschar. Ihm gegenüber auf dem Sofa saß der Seemann und machte dieselben höhnischen und herausfordernden Bemerkungen, die zu dem unheimlichen Auftritte vor vierzehn Tagen geführt hatten. Jetzt verstand ich den ganzen Zusammenhang. Ich hätte die Schwindler wohl auf der Stelle entlarven und sie verhaften lassen sollen, aber ich tat es nicht. Sie waren natürlich Gauner, aber ich wußte auch, daß im Gastzimmer eine Menge anscheinend ehrenhafter, braver Bürger saßen, die wie die Bauern bei Alençon glaubten, es mit einem armen, schwachköpfigen Phantasten zu tun zu haben, dessen Geld mit einigem Glück das ihrige werden könnte. — Ich machte mich ganz still aus dem Staube und gönnte ihnen von Herzen ihre bevorstehende Begegnung mit dem Unbekannten.

Der Pelz in der Geschichte.

Der Pelz spielt in der diesjährigen Mode wieder einmal eine ungewöhnlich große Rolle. Durch die ungeheuren Preise, die diese kostbaren Felle nur sehr reichen Leuten erschwinglich machen, wird ein Zauber des Märchenhaften darüber gebreitet und der Wunsch nach ihrem Besitz nur um so stärker erregt. Doch wer sich keinen echten Zobel und Hermelin leisten kann, braucht darum noch nicht zu verzweifeln, denn es bieten sich ihm die entzückendsten Imitationen an, die zwar nicht das gleiche stolze Hochgefühl beim Tragen auslösen wie ein echter Pelz, doch nicht minder gut kleiden. Die Mode des Pelztragens ist heute bei eleganten Leuten über die ganze Welt verbreitet. Die Italienerin und Spanierin trägt ihn nicht minder gern als die Russin und Schwedin, und längst ist die Zeit dahin, da es als Zeichen des Barbaren galt, sich in Felle zu hüllen. Wir wollen die Geschichte des Pelzes nicht in jene mythischen Urzeiten zurückführen, da der Wilde mit dem Fell des erlegten Tieres die zitternden Glieder zum ersten Mal vor Kälte schützte, wollen nicht jener religiös ekstatischen Feste gedenken, in denen sich rasende Priester in das Fell des dem Gotte heiligen Tieres bargen, um einen Teil seiner überirdischen Macht auf sich zu leiten, nicht an das Löwenfell des Herkules, an die phantastische Panthertracht des Bacchanten erinnern, sondern nur die unendlich weite Kluft konstatieren, die den Pelzhosen tragenden Perser vom Griechen, den in seinen dichten Pelzrock gehüllten Germanen vom Römer trennte. Was Cäsar von den Deutschen mit einem besonders interessierten Erstaunen berichtet, daß sie Felle und Pelze trügen, das haben uns archäologische Funde in letzter Zeit vollauf bestätigt. Mit dem Siegeszuge der Germanen durch die hinsterbende alte Welt begann auch der Triumph des für ihre Tracht charakteristischen Pelzwamses. Die greisenhafte Kultur des römischen Weltreiches, deren blutlosen Spätlingen in ihren seidenen Gewändern fröstelte und schauerte, fand in den Pelzen, die eifrige Händler aus den Berglanden des Tigris und Euphrat, aus Persien und der Krim, aus Armenien den herrlichen nach dem Lande benannten Hermelin (Armenillo), herbeischleppten, eine neue Sensation. Die Byzantiner übernahmen von den verachteten und doch gefürchteten Fremdlingen die exotische Freude an den warmen glänzenden Fellen, die sich so wohlig und weich um die mageren müden Glieder schmiegten, über die sichs so gut hinstreichen ließ mit der schmalen blaugeäderten Hand. Ungeheure Schätze der erlesensten Pelze aus der ganzen Welt sind während der byzantinischen Zeit in Konstantinopel aufgehäuft worden.

In germanischen Landen hat sich diese Ueppigkeit des Pelzschmuckes, die verfeinerte und raffinierte Auswahl der Pelze erst allmählich durchgesetzt. Von Karl dem Großen wissen wir, daß er streng an der Einfachheit des alten Pelzwamses festhielt und die mit den Flittern modischer Eleganz behängten Höflinge derb durch Dick und Dünn hetzte. Im feierlichen Ornat freilich schmückte ihn der Hermelinmantel, das Zeichen seiner Herrschgewalt, aber sonst waren ihm sein Wams von Fischotter und sein kurzer Schafspelz lieber. Die Kreuzzüge eröffneten erst den deutschen Rittern den ganzen Glanz, der in einer verschwenderischen Pracht pelzgefütterter und pelzverbrämter Gewänder lag, und wie einen Taumel ergriff es dabei manchen Adeligen, sodaß er bisweilen, um ein solches kostbares Stück Fell zu erlangen, einen ganzen Bauernhof hingab. Bald mehren sich die warnenden Stimmen, die sich gegen einen solchen heidnischen Luxus erheben. Der heilige Bernhard hat gegen die kostbaren Pelzaufschläge geeifert, mit denen die Soutanen der Priester verziert waren. Adam von Bremen hält in seiner Chronik den Deutschen die Schweden als Muster vor, die „Gegenstände eitlen Gepränges, wie Gold, Silber oder die Felle des Bibers und Marders, die uns alle vor Bewunderung fast um den Verstand bringen, noch verachten." Die alte Art, den Pelz nach außen zu tragen, kam ganz ab. Als Futter oder in zierlichen Einsätzen und Besätzen wurden Zobel, Hermelin, Marder, Luchs, Biber verwendet. Die Hansa vermittelte nun hauptsächlich den schwunghaften Pelzhandel mit den nördlichen Gegenden. Die vornehme Dame der Ritterzeit legte schon, wenn sie sich früh erhob, einen kostbaren Mantel aus Pelz an, um ins Bad zu gehen. Auch an ihren Staatsgewändern spielte die Verbrämung mit Pelz eine große Rolle. Zu dem beliebtesten Pelzwerk des Mittelalters gehörte das Fell vom Rücken des grauen Eichhörnchens, das aus Rußland und Polen kam. Es wurde zu Bettdecken verarbeitet und zu einer solchen Decke brauchte man bisweilen an 1000 Felle. Karl VI. ließ zur Fütterung seiner Kleider nicht weniger als 20000 Eichhörnchenfelle, der Herzog von Touraine, des Königs Bruder, 15000 Felle verarbeiten. Der herrlichste Pelz dieser Zeit war der Hermelin. Man findet in den Inventaren Mäntel aufgezählt, die mehr als 1000 Hermelinfelle enthielten. Karl VI. von Frankreich, der in alles Pelzwerk besonders verliebt war, kaufte für seinen Pelzmacher Jehan Mandole 860 schwarze Hermelinschwänzchen, „um sie auf einen pelzverbrämten Sammtmantel zu setzen". Zobel scheint weniger gesucht gewesen zu sein. So kaufte die französische Königsfamilie im Jahre 1387 nur 53 Zobelfelle neben 3396 Hermelinfellen. In Deutschland hat der Zobel freilich eine Zeitlang wegen seiner außerordentlichen Seltenheit noch größeren Ruhm gefunden als das „Härmin", wie uns Hartmann von der Aue bezeugt. Die höchste Eleganz war erreicht,

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-847518-19080119050/fragment/page=0002
DFG